

ANNE
KEßEL

DIE
LÜGE
IN
IHREM
GESICHT

THRILLER

ullstein

**A N N E
K E ß E L**

**D I E
L Ü G E
I N
I H R E M
G E S I C H T**

Thriller

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

www.ullstein.de

ISBN 978-3-548-07407-8

Originalausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage September 2026

© 2026 by Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117
Berlin

Alle Rechte vorbehalten

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und Data

Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte
an produktsicherheit@ullstein.de.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Titelabbildung: © Daniel_Kay / iStock

Gesetzt aus der Quadraat powered by pepyrus

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

Für Alexandra Schmidt
(1983 – 2026)

Sparky, Du fehlst!

Prolog

Die Stadt wusste nicht, dass bald jemand sterben würde.

Zwar kamen jeden Tag durchschnittlich drei Dutzend Menschen in ihr zu Tode, durch Unfälle, Altersschwäche, Suizide oder sogar Mord. Aber nicht so. In der nächsten halben Stunde würde ein Leben enden, wie es äußerst selten vorkam.

Doch noch lag die Stadt vor der Frau wie eine schlafende Prinzessin, ruhig und wunderschön. Die Lichter des Hafens tanzten auf dem nachtschwarzen Band der Elbe. Die Kälte machte alles langsamer, jede Bewegung der Wellen, der Lichter, der Menschen. Kaum jemand war noch unterwegs, dabei war es nicht einmal Mitternacht. Aber der Winter ließ die Nächte viel länger erscheinen und die meisten Bewohner der Stadt suchten die Wärme ihrer Wohnungen. Schon seit Stunden war es dunkel, nur die Beleuchtung der Millionenmetropole warf ein dreckiges Gold gegen die Wolkendecke, die sich über den Himmel von Hamburg spannte.

Es war kalt für Anfang November. Der Frost hatte bereits eine dünne Eisschicht über die Pfütze zu den Füßen der Frau gezogen. Ihr Atem stand als weiße Fahne in der Luft.

Sie zog den Kragen ihres Mantels fester zusammen und schlang die Arme um den Brustkorb. Erst wenn die Kirchturmuhren in der Ferne wieder zur Viertelstunde schlug, würde sie sich auf

den Weg machen. Sie musste auf den Glockenschlag warten, denn sie hatte weder Handy noch Armbanduhr bei sich.

Nur noch ein wenig warten. Nur noch ein paar Minuten in der Kälte ausharren. Jetzt bloß nicht ungeduldig werden.

Ruhig bleiben, ermahnte sie sich in Gedanken. Sie hatte 25 Jahre gewartet, was machten da ein paar Minuten?

Die Flamme ihres Feuerzeugs fraß sich knisternd durch den Tabak. Nur die Spitze ihrer Zigarette glühte durch die Nacht. Hier, auf dieser entlegenen Aussichtsplattform, gab es keine Straßenlaternen. Hierhin kam man nur tagsüber, bei Sonnenschein, um Fotos von der glänzenden Spiegelfront der Elbphilharmonie oder den vorbeiziehenden Containerschiffen zu machen. Nachts hingegen war diese Gegend verlassen. Die Clubs, Kneipen und Restaurants lagen alle auf der anderen Seite der Elbe.

Sie zog wieder an ihrer Zigarette. Aus der Ferne drang Gelächter herüber. Dort drüben, an den Landungsbrücken, konnte sie ein paar Silhouetten vorbeieilen sehen.

Die Kirchturmuhren schlug.

Endlich.

Sofort fiel die innere Unruhe von ihr ab. Es war so weit. Zeit zu gehen.

Sie schnippte den Stummel ins Wasser. Dann warf sie die noch halb volle Schachtel sowie das billige Plastikfeuerzeug in den Mülleimer neben dem Treppenaufgang. Ihre Hände fuhren suchend die Innenseiten ihrer Manteltaschen ab. Nichts.

Sie lächelte.

Die Frau schlug den Mantelkragen hoch und zog den Gürtel fester um die Taille. Dann ging sie mit entschlossenen Schritten los, die Steinstufen hinab und durch das alte, schmiedeeiserne Tor, das den Blick freigab auf die dahinterliegende Tunnelröhre.

Ihre Schritte hallten von den weiß gekachelten Wänden wider,

als sie unter der Elbe hindurchschritt, in einem gleichmäßigen, drängenden Takt.

Als sie an den Landungsbrücken wieder an die Oberfläche trat, hatte sich etwas verändert. Der Wind schien schneidender geworden zu sein, die Schwärze der Nacht sich noch fester um sie zusammenzuziehen. Doch in ihrem Inneren herrschte eine wilde Entschlossenheit, eine Klarheit wie nie zuvor.

Sie schaute sich nicht um. Sie suchte nicht; sie wartete nicht. Sie ging einfach los. Zielstrebig auf die Lichter am Ende des Kais zu, dort, wo der warme Schein der Restaurants und Kneipen zur Einkehr einlud und ein paar späte Passanten wie schwarze Schebenschnitte umherhuschten.

Kaum, dass sie losgegangen war, löste sich ein Schatten von der Wand des Kuppelbaus hinter ihr. Sie spürte den Luftzug der Flasche, kurz bevor sie neben ihr auf dem Bordstein zerbarst. Bierschaum spritzte zwischen den Scherben über den Asphalt. Kehlriges Lachen, dann schnelle Schritte, die zu ihr aufschlossen.

»Na, Püppi. Ganz allein unterwegs?« Eine Männerstimme.

Der Alkohol in seinem Atem schlug ihr ins Gesicht.

»Ich bin auch ganz allein.«

Seine Sprache war klar und deutlich, aber in seinen Augen lag bereits ein glasiger Glanz. Sie wandte den Kopf ab, ging eilig weiter.

»Ey, jetzt warte doch mal.«

Plötzlich steht der Kerl direkt vor ihr. Versperrt ihr den Weg. Zwingt sie, stehen zu bleiben.

Er breitet die Arme aus, schaut sich übertrieben um. »Niemand hier. Nur wir beide.«

Sie weicht nach rechts aus, er rückt nach.

Nach links das gleiche Spiel.

»Du und ich? Na, was meinst du?« Er greift nach ihrem Arm,

doch sie reißt sich los. Sie will sich umdrehen, da spürt sie auf einmal die kalten Steine einer Mauer im Rücken.

»Hier sind wir ungestört. Nur du und ich.« Seine Augen frohlocken, ziehen sie mit Blicken bereits aus.

Die Angst rollt wie eine riesige Welle auf sie zu und droht, über ihr zusammenzuschlagen. Und wenn sie erst einmal untergetaucht ist, in diesem Meer aus nackter, blanker Angst, dann ist sie verloren. Ihr Herz rast. Der Mund ist staubtrocken, jeder Muskel angespannt. Sie droht, die Kontrolle zu verlieren. Das Gefühl der Ohnmacht, des Ausgeliefertseins ist übermächtig. Ihr Körper ist kurz davor, in den Panikmodus zu schalten. Sie weiß es und kann doch nichts dagegen tun.

Verdammt, das war so nicht geplant!

Sie starren sich an, und für die Dauer eines Wimpernschlags sieht sie, dass er ihr neckisch zuzwinkert.

Dann schnappt ein Klappmesser auf. Die Klinge ist ganz nah an ihrem Gesicht. Sie stößt ihm mit den Händen vor die Brust, will ihn wegdrücken. Doch der junge Mann lacht nur und lehnt sich mit seinem ganzen Körpergewicht gegen sie. Er drängt sich zwischen ihre Beine, gegen ihren Schoß. Sie kann spüren, wie sich seine Erektion durch die Hose presst. Erneut versucht sie, ihn wegzustoßen. Keine Chance.

Sein Flüstern kitzelt ihr Ohr. »Ja, wehr dich. Das macht mich nur noch geiler.« Die Klinge tanzt vor ihren Augen. Mit der freien Hand greift er nach unten, nestelt an seinem Reißverschluss. Dann reißt er mit einer brutalen Armbewegung ihren Mantel auseinander. Dafür muss er sich zurücklehnen; endlich ist da etwas Raum zwischen ihnen.

Ihr Instinkt erkennt die Chance. Ihre Hand schnellte vor wie ein Geschoss. Die Handkante trifft seinen Karotissinus, eine Ner-

venbündelung der Halsschlagader, etwas unterhalb des Kiefergelenks.

Der junge Mann erstarrt mitten in der Bewegung. Der Schlag hat ihn völlig unvermittelt getroffen. Er greift sich an den Hals. Die Stelle, an der sie ihn erwischte hat, ist knallrot. Die Ader quillt durch die Haut, dick wie ein Regenwurm. Sein Blick verklärt sich, Schwindel steigt in ihm auf, lässt ihn schwanken. Er taumelt einen Schritt nach hinten, das Messer entgleitet seiner Hand und fällt klirrend zu Boden.

Seine himmelblauen Augen schauen sie erschrocken an, die Lider flattern. Er hat keine Ahnung von den biochemischen Prozessen, die gerade in seinem Körper ablaufen. Vom Absinken des Blutdrucks, dem Abfall der Herzfrequenz, dem Kollabieren des Kreislaufs, dem Herunterfahren des gesamten Systems – aber er spürt instinktiv, dass das hier das Ende ist.

Er kracht auf die Knie. Sein Oberkörper pendelt vor und zurück, dann schlägt sein Gesicht auf dem Asphalt auf.

Sie schaut auf ihn herab. Sein Körper zuckt noch ein paar Mal, dann entspannt er sich. Sie ballt die Hand zur Faust. Die Hand, mit der sie vor weniger als einer Minute den tödlichen Schlag gesetzt hat.

Aus der Ferne erklingt Martinshorn. Blaulicht rotiert heran. Wenige Augenblicke später kommt ein Streifenwagen quer vor ihr auf dem Bürgersteig zum Stehen. Zwei uniformierte Polizisten springen aus dem Wagen und starren erst sie, dann den Leichnam zu ihren Füßen an. Ein kurzer Moment der Irritation. Als sie keine Anstalten macht, wegzulaufen oder Widerstand zu leisten, stürzt einer der Beamten schließlich zu dem Toten und fühlt den Puls. Ein Blick zu seinem Kollegen, leichtes Kopfschütteln.

Sie spürt die Blicke der Männer auf sich.

»Ich muss Sie bitten mitzukommen.«

Doch es ist ein Befehl, keine Bitte.

Sie bleibt stumm. So wie die ganze Zeit über.

Erst als einer der beiden Beamten die hintere Autotür öffnete, begann ihr Körper sich wieder zu regen. Sie ging um den Toten herum und stieg in den Streifenwagen.

Äußerlich war sie ganz ruhig.

Aber innerlich schrie sie.

Kapitel 1

Marlene spürte die Blicke aller auf sich und sie genoss jeden einzelnen davon.

Sie stand im bis auf den letzten Platz besetzten Audimax, schaute in erwartungsvolle Gesichter und ließ die Szene auf sich wirken. Ihre Einführungsvorlesung war immer gut besucht. Doch sie wusste aus leidvoller Erfahrung, dass sich die Reihen in den nächsten Wochen lichten würden. Denn das, was sie lehrte, las sich im Studienverzeichnis zwar spannend, aber nur diejenigen, die sich wirklich für ihr Fachgebiet interessierten, waren beharrlich genug, um auch dranzubleiben. Es erforderte viel Übung, um in diesem Metier eine Meisterin wie Prof. Dr. Marlene Nielsen, eine über die Grenzen Deutschlands hinaus anerkannte Koryphäe, zu werden. Sehr viel Übung.

Oder sehr viel Schmerz.

Marlene ließ ihren Blick über die jungen Menschen schweifen, denen sie in den nächsten Monaten etwas mit auf den Weg geben würde, das sie für den Rest ihres Lebens positiv beeinflussen konnte.

Wenn sie lernen, genau hinzuschauen.

Um die Zeichen zu sehen.

Sie richtig zu deuten.

Und so das drohende Unheil zu erkennen.

»Man kann nicht nicht kommunizieren.« Marlenes Stimme durchbrach die Stille. »Der Körper eines Menschen spricht permanent. Und das in vielen, unterschiedlichen Sprachen.« Sie umrundete das Pult und stellte sich mittig vor die im Halbkreis aufsteigenden Sitzreihen.

»Mimik, Gestik, Proxemik. Körperhaltung und -bewegung. Das alles sind Komponenten nonverbaler Kommunikation. Und mit dem nötigen Talent und viel Training kann man lernen, sie zu lesen.«

Sehr viel Training.

»Aber vor allem muss man genau hinschauen.«

Ganz genau.

»Im Grunde steht uns allen die Wahrheit ins Gesicht geschrieben.«

Marlene drückte einen Knopf auf der Fernbedienung. Auf dem Smartboard hinter ihr startete eine Projektion. In immer schnellerer Abfolge ratterten Detailaufnahmen menschlicher Gesichter vorbei.

»Die menschliche Mimik ist die wichtigste und zuverlässigste Informationsquelle, um präzise zu erkennen, wie sich ein Mensch fühlt. Ob er Angst hat, sich ekelt, überrascht oder verärgert ist. Ob er Trauer, Freude oder Verachtung empfindet.«

Wie hypnotisierte Kaninchen starrten die Studierenden auf die rasante Bilderabfolge. Nur eine junge Frau, die in der letzten Reihe genau in Marlenes Blickachse saß, schaute immer wieder zur Tür.

Marlene runzelte die Stirn. Sie glaubte, die Studentin schon einmal gesehen zu haben, konnte sich aber nicht erinnern, in welchem Zusammenhang. Unterrichtet hatte sie sie noch nicht, da war sich Marlene sicher.

»Diese sieben Basisemotionen werden von allen Menschen

auf der Welt mimisch gleich ausgedrückt. Und auch erkannt. Und das kulturübergreifend! Es ist also völlig egal, wo sie sozialisiert wurden, ob in Europa, Amerika, Afrika, Asien oder Australien.«

Schon wieder schaute die junge Frau zur Tür. Marlene misshiel die geteilte Aufmerksamkeit.

»Angst, Überraschung, Ärger, Ekel, Verachtung, Trauer und Freude: Die mimische Expression dieser sieben Basisemotionen geschieht unbewusst. Man kann sie nicht kontrollieren.«

Marlene stoppte die Projektion. Hinter ihr verharrte das Gesicht eines Mannes. Ungeübte Betrachter sahen einen neutralen Gesichtsausdruck. Nur mit dem nötigen Wissen erkannte man das minimale Lupfen des Mundwinkels und die leicht geweiteten Augen.

»Die Wahrheit, die Essenz einer Emotion ist in der ersten Fünftelsekunde ihres Empfindens in der Mimik sichtbar. In der sogenannten Mikroexpression.«

Nach und nach lösten sich die Blicke der Studierenden vom Standbild und richteten sich wieder auf Marlene. Sie wartete, bis sie wieder die ungeteilte Aufmerksamkeit des Auditoriums hatte. Den Blick fest auf die junge Frau in der letzten Reihe geheftet, sprach sie weiter. »Man kann Mikroexpressionen mit bloßem Auge erkennen, aber die meisten Menschen nehmen sie gar nicht wahr. Weil sie nicht darauf geschult sind. Oder weil sie abgelenkt sind von anderen Faktoren, die um ihre Aufmerksamkeit konkurrieren. Gesten zum Beispiel. Man kann Mikroexpressionen wirklich sehr leicht übersehen. Aber es geht ja nicht nur darum, sie im Gesicht seines Gegenübers überhaupt zu erkennen, sondern auch noch darum, sie richtig zu interpretieren. Welche Emotion sehe ich? Und was sagt sie aus? Denn Mikroexpressionen sind Signale von Gefühlen, die wir eigentlich verheimlichen möchten. Oder deren wir uns selbst noch gar nicht bewusst sind.«

Marlene stieg langsam die Treppe hinauf, die an der Wand des Audimax entlangführte und oben an einer zweiflügeligen Tür endete.

»Da es unmöglich ist, Mikroexpressionen willentlich zu unterdrücken oder zu beeinflussen, verraten sie uns also immer die ehrlich empfundene Emotion. Die *wahre* Emotion.«

Kurz vor dem obersten Treppenabsatz blieb Marlene stehen. Sie war jetzt nah genug. Ohne den Blick von der jungen Frau abzuwenden, die immer wieder zur Tür neben Marlene schaute, betätigte sie die Fernbedienung. Alle Köpfe ruckten zum Smartboard, auf dem das riesige Foto eines blutigen Steaks mit dicker Pfefferkruste erschien. Auch die junge Frau drehte nun den Kopf zum Bild, und im Bruchteil einer Sekunde konnte Marlene alles lesen, was sie wissen wollte.

»Wie heißen Sie?«

Die junge Frau starrte Marlene überrascht an. »Ich?«

Marlene nickte freundlich.

»Jessica Wölfel.«

»Frau Wölfel, Sie haben mir gerade verraten, dass Sie sich vor diesem Gericht ekeln.«

Marlene wartete das bestätigende Nicken gar nicht erst ab, sondern fuhr – sich ihrer Analyse absolut sicher – fort: »Dass Sie das tun, steht außer Frage. Allerdings weiß ich nicht, *warum*. Weil Sie Vegetarierin sind? Oder weil Sie schlechte Erfahrungen gemacht haben? Liegt es eventuell an Ihrer kulturellen Prägung? Oder sind Sie vielleicht schwanger und reagieren deswegen empfindlich auf bestimmte Lebensmittel?« Um Jessica Wölfel nicht in die Verlegenheit einer Antwort zu bringen, wandte sich Marlene wieder dem gesamten Auditorium zu. »Fakt ist: Ich weiß es nicht. Den Grund für eine emotionale Empfindung verrät die Mikroexpression nämlich nicht.«

Marlene stieg den Treppenaufsatz langsam wieder hinab. Ohne hinzusehen, spürte sie, wie die Blicke der Studierenden ihr folgten. *Wie die Köpfe von Blumen, die sich dem Lauf der Sonne zuwenden*, dachte Marlene. Der Gedanke gefiel ihr.

»Ich wiederhole: Mikroexpressionen zeigen immer die *wahre* Emotion. Allerdings verraten sie uns nicht den Grund, *warum* ein Mensch eine bestimmte Emotion empfindet. Neben der bloßen Beobachtung von Mikroexpressionen ist also ihre Deutung das Wichtigste. Und das Schwerste. Denn oftmals sind mehrere Interpretationen möglich, wie Sie am Beispiel von Frau Wölfel gesehen haben.« Marlene schaute zurück. Jessica Wölfel starrte schon wieder auf die Tür.

»Um das Gefühl, das in der Mikroexpression ausgedrückt wurde, richtig zu deuten, muss immer der Kontext in die Analyse miteinfließen. Nur, indem Sie den Bezugsrahmen einbeziehen, können Sie die Ursache für das Gefühl verstehen. Bedenken Sie also immer die Situation, in der Sie die Mikroexpression wahrnehmen. Und achten Sie auch immer auf die anderen Sprachen des Körpers. Sammeln Sie so viele weitere Informationen wie möglich. Das alles benötigen Sie, um sich ein umfassendes Bild von der Gesamtsituation machen zu können. Diese sogenannte Kontextkongruenz ist unerlässlich und daher eine entscheidende Grundlage, um Ehrlichkeit beurteilen zu können.«

Marlene ließ das Gesagte bei ihren Studierenden kurz sacken, bevor sie weitersprach. »Die Beurteilung von Ehrlichkeit ist nichts anderes als das Aufdecken von Lügen. Ist das, was eine Person sagt, aufrichtig und wahr? Oder ist es ein Schwindel, ein Märchen, ein Betrug? Eine Lüge? Deswegen sind die meisten von Ihnen wahrscheinlich hier: Weil sie lernen wollen, wie man auf fast schon magische Art einen Lügner entlarven kann, oder nicht?« Ein Schmunzeln ging durch den Hörsaal. Marlene musste lä-

cheln. »Ich möchte Sie nicht enttäuschen, aber es ist nicht wie bei Pinocchio. Es gibt nicht das eine glasklare Merkmal im Gesicht, das eine Lüge sofort und zweifelsfrei aufdeckt. Und es gibt auch keine Mikroexpression für Lügen an sich. Nochmals: In Mikroexpressionen werden Gefühle, genauer gesagt die sieben Basisemotionen, sichtbar. Sie brauchen aber mehrere Faktoren, die Ihnen nur zusammengenommen die Beurteilung von Ehrlichkeit – oder eben Unehrlichkeit – ermöglichen. Mikroexpressionen, die inkongruent zum übrigen Verhalten sind, also die im Widerspruch zu Aussagen oder Handlungen stehen, können Unehrlichkeit ausdrücken. Lesen Sie beispielsweise die körperlichen Zeichen für Unbehagen, kann Ihnen das – in Kombination mit der Mikroexpression – einen entscheidenden Hinweis auf eine Lüge geben. Auf der anderen Seite kann es auch andere Gründe für das wahrgenommene Unbehagen geben, es muss nicht zwangsläufig das Lügen sein.«

Der Blick von Jessica Wölfel wechselte von der Tür zu ihrem Handy. Man musste keine Expertin auf dem Gebiet der Emotionspsychologie sein, um ihre Enttäuschung zu sehen.

»Mimische Reaktionen können uns viel erzählen. Mit präziser Beobachtungsgabe, scharfer Kontextanalyse und unter Berücksichtigung weiterer Faktoren können sie Lügen enttarnen. Aber vergessen Sie nie: Man kann nur sehen, ob jemand lügt. Nicht, warum.«

Marlenes Finger wanderten wie von selbst in ihre Handfläche. Über die komplette Innenseite, vom Handballen bis zum Knöchelgelenk des Zeigefingers, zog sich eine dicke, aufgeworfene Narbe, die aussah, als sei ein Stück Kordel unter die Haut gezogen worden. Marlenes Daumen begann, die Wulst zu kneten. Erst in der darauffolgenden Sekunde wurde sie sich dessen bewusst –

und ärgerte sich sofort über sich selbst. Abrupt ließ sie von der Narbe ab, als habe die ihr einen Stromstoß versetzt.

Keiner ihrer Studierenden hatte das wahrgenommen.

Bis auf Jessica Wölfel, deren Blick sich nun mit Marlenes kreuzte.

Marlene schaute die junge Frau direkt an, während sie weitersprach: »Um Mikroexpressionen wahrzunehmen, müssen Sie sehr genau und extrem schnell beobachten können. Das erfordert viel Übung. Und ein scharfes Auge. Sie müssen genau hinschauen. Ganz genau. Und wenn Sie das tun, können Sie die Wahrheit aus jedem Gesicht herauslesen.«

»Aber es gibt doch Videos!«

Ein junger Mann in einem pinken Poloshirt, dessen Luxuslabel gar nicht erst versuchte, dezent zu sein, erzwang Marlenes Aufmerksamkeit. Weil er genau vor ihr saß, konnte sie auf ihn herabschauen. Marlene gab sich keine Mühe, ihre Missbilligung zu kaschieren. »Es stimmt, in vielen Fällen werden Videoaufzeichnungen gemacht, die Sie dann Standbild für Standbild durchsehen können. Aber verlassen Sie sich nicht darauf. Vertrauen Sie dem Moment, in dem Sie Ihr Gegenüber anschauen. Schauen Sie hin! Schauen Sie genau hin! In Echtzeit. Schenken Sie dem Prozess Ihre ganze Aufmerksamkeit. Was Sie nicht in der Sekunde des Geschehens mit bloßem Auge sehen, kann Ihnen die Technik zwar später zurückholen – aber dann ist es zu spät, um aus dem Moment heraus Erkenntnis zu gewinnen. Um nachzufassen.«

»Kann das die KI nicht bald sehr viel präziser machen? Am Ende ist die Maschine doch viel weniger fehleranfällig als das menschliche Auge.«

Marlene stützte ihre Hände auf dem Pult des pinken Besserwissers ab und fixierte ihn wie ein Raubtier. »Soweit wir das heute beurteilen können, wird die Notwendigkeit, das menschliche

Auge zu schulen, bleiben. Dafür gibt es verschiedene Gründe. Erstens: Wer kann Ihnen bei einer Videoaufzeichnung heutzutage noch garantieren, dass sie nicht bereits mit KI manipuliert und verfälscht wurde? Stichwort *DeepFake*. Und zweitens ...« Marlene beugte sich weiter vor, ihr Gesicht schwebte nur noch wenige Zentimeter vor dem des Studenten. » ... weil Emotionen das sind, was uns menschlich macht, und eine künstliche Intelligenz sie niemals selbst erfahren wird. Deshalb!«

Der junge Mann verzog das Gesicht und machte einen abwertenden Laut. Ihn nach seinem Namen zu fragen wäre Zeitverschwendung. Das pinke Poloshirt würde sie nicht wiedersehen, da war sich Marlene sicher.

»Und weil es auch immer um die Interpretation geht. Oder?«

Das war die junge Frau aus der letzten Reihe. Jessica Wölfel.

Marlene richtete sich auf und lächelte. »Richtig.« Sie nickte ihr anerkennend zu. »Sie müssen den Kontext verstehen. Sie müssen *verstehen*, was Sie da gerade sehen. Dann erschließt sich Ihnen auch das *Warum*.«

Hätte ich das nur früher gekonnt.

Dann wäre uns viel Leid erspart geblieben.

»Zu der Kontextualisierung gehört aber auch: Die Beurteilung von Ehrlichkeit oder das Aufdecken von Unehrlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit dem Erkennen von Wahrheit.«

Ein leises Raunen ging durch die Reihen. Marlene sah verständnislose Gesichter, vereinzelt auch eifriges Mitschreiben. Unbeirrt fuhr sie fort und formulierte ihre Maxime, eindringlich und unmissverständlich, indem sie jedem einzelnen Wort Bedeutung gab: »Nicht immer ist das, was wir auf den ersten Blick sehen, auch die Wahrheit. Um *die ganze Wahrheit* zu erkennen, muss man genau hinschauen. Ganz genau.«

Da öffnete sich die Tür.

Kapitel 2

Hauptkommissar Deniz Kurt rieb sich die brennenden Augen. Er war seit über 24 Stunden wach – und das sah man auch. Seine graue Kurzhaarfrisur, die ihm zusammen mit seinem ordentlich gestutzten Vollbart das Aussehen eines alternden türkischen Filmstars verlieh, hatte jegliches Styling eingebüßt. Unter seinen Augen lagen tiefe Schatten, sein Uniformhemd war zerknittert und über seine Schreibtischunterlage zog sich eine Spur Kaffee-
flecken, deren braunes Spritzmuster sich weiter bis über seine Hosenbeine erstreckte.

Täuschte er sich, oder war diese Nachtschicht besonders hart gewesen?

Nein, *eigentlich nicht härter als sonst*, korrigierte Deniz sich in Gedanken. *Aber irgendwie ... anders.*

Es waren nicht die üblichen Kneipenschlägereien, ein paar ausgeraubte Touristen, um ihren Lohn geprellte Prostituierte oder der Betrunkene, der erst in den Empfangsraum gepisst und danach vor seine Tür gekotzt hatte, sondern es war diese mysteriöse Frau, die ihm unter die Haut ging. Seit Stunden zerbrach er sich den Kopf über sie, fragte sich, wie er ihr helfen konnte, damit sie wiederum ihm helfen konnte. Denn er musste herausbekommen, wie sie hieß, wer sie war. Aber seine Möglichkeiten waren erschöpft. So erschöpft wie er selbst.

Er stemmte sich aus seinem Stuhl hoch und ging zur Kaffeemaschine, die röchelnd auf einem Sideboard stand. »Sie auch?« Deniz schaute fragend zu Natalie Bacher hinüber. Die Pflichtverteidigerin war in ihr Handy vertieft, blickte kurz auf und schüttelte den Kopf.

Deniz' Finger schlossen sich um den Becher mit dem neonfarbenen Aufdruck »Superbulle«, ein Geschenk seines Teams zum letztjährigen Dienstjubiläum. Er liebte ihn, weil er wusste, dass er nicht ironisch gemeint war.

Während der Kaffee in einer heißen Spur seine Speiseröhre hinabbrann, kam Deniz nicht zum ersten Mal in den vergangenen Wochen der Gedanke, langsam zu alt für den Knochenjob auf der Kiezwache zu sein; hier, wo jede Nacht das Leben tobte und ihn mit Elend, Dreck und Gewalt konfrontierte. Doch er liebte, was er tat. Mehr als einmal hatte er eine Beförderung ausgeschlagen, weil sie ihn hinter einen Schreibtisch verbannt und vom Leben auf der Straße getrennt hätte, vom Puls seiner Stadt – denn den spürte man nirgendwo intensiver als auf der Reeperbahn, da war er sich als gebürtiger Hamburger sicher. Die Davidwache war sein Revier, im doppelten Wortsinn. Und egal, wie viel Kraft sie ihn auch kostete, er war noch nicht bereit, sie hinter sich zu lassen und weiterzuziehen.

Immerhin steckte noch genug Energie in seinen müden Knochen, um Natalie Bacher kraft seines autoritären Blickes das Rauchen zu untersagen. »Ernsthaft?« Sie rollte mit den Augen. »Sie wissen, dass vor Ihrer Tür eine Lache Erbrochenes vor sich hin gammelt?« Deniz schwieg. »Und im Eingangsbereich hat vorhin jemand gegen die Wand uriniert. Aber Ihnen ist wichtig, dass hier das Rauchverbot eingehalten wird, ja?«

Deniz nickte. Natalie Bacher seufzte, dann zupfte sie sich die Zigarette von den Lippen und stopfte sie zurück in die Schachtel.

»Und Sie haben ihre Identität immer noch nicht festgestellt? Sie ist doch schon seit über zehn Stunden hier.«

Natalie Bachers Worte trafen Deniz wie Giftpfeile.

»Sie redet nicht. Sie sagt kein Wort.«

»Das ist ihr gutes Recht«, brummte die Pflichtverteidigerin mit ihrer durch jahrzehntelangen Nikotinkonsum tiefen Stimme. Bei ihrem allerersten Kontakt hatte Deniz sie am Telefon für einen Mann gehalten, und er hatte sehr zu schätzen gewusst, dass sie ihm das nie vorgehalten hatte. So wie er auch ihre Direktheit und ihren schwarzen Humor schätzte. Mittlerweile kannten sie sich seit vielen Jahren und auch, wenn sie von einer Freundschaft weit entfernt waren, so konnte man vielleicht von einem freundschaftlichen Vertrauensverhältnis sprechen, das ihre Zusammenarbeit prägte.

»Personalausweis?«

Deniz schüttelte den Kopf. »Nicht dabei. Sie hat nichts dabei.« Er hörte selbst, wie frustriert er klang. Mit ruhigerer Stimme fuhr er fort: »Ihre Manteltaschen, die Hosentaschen: Alles leer. Kein Portemonnaie, kein Schlüssel. Kein Supermarktzettel. Keine Kippen. Nicht mal Taschentücher. Sie hat nichts dabei. Wirklich nichts. Sie ist komplett blank.«

Deniz stellte sich neben Natalie Bacher und schaute durch den venezianischen Spiegel in den angrenzenden Vernehmungsraum. Die Frau, die eine Streife kurz vor Mitternacht an den Landungsbrücken vorläufig festgenommen hatte, saß an einem Tisch, ihr gegenüber eine junge Polizeibeamtin, die mithilfe eines Smartphones und einer Übersetzungssoftware versuchte, Kontakt herzustellen. Doch die Angesprochene starrte an ihr vorbei ins Leere.

Sie hatte einen jungen Mann umgebracht. Mit einem einzigen Handkantenschlag! Wer war diese Frau?

Deniz drückte einen Knopf auf dem Schaltpult unterhalb des

Einwegspiegels. Aus den Lautsprecherboxen erklang der Ton aus dem Vernehmungszimmer.

»Ako sa voláte?«, erklang eine Computerstimme aus dem Handy der Beamtin.

Keine Reaktion.

»Qual é o seu nome?«

Keine Regung.

»Mikä on nimesi?«

Nichts.

»Come ti chiami?«

Deniz drückte den Knopf erneut. Das ermüdende Sprachspiel aus dem Vernehmungsraum verstummte.

»Wir haben alle europäischen Sprachen durch. Sie reagiert auf keine.« Deniz spürte, wie sich hinter seinen Schläfen ein Pochen manifestierte. »Aber ehrlich gesagt glaube ich gar nicht, dass eine Sprachbarriere hier das Problem ist.«

Natalie Bacher schaute auf. »Sondern?«

»Ich denke, sie könnte mit uns kommunizieren, wenn sie wollte. Aber sie will nicht sprechen.«

»Vielleicht steht sie ja unter Schock.«

»Die Notärztin hat bestätigt, dass sie vernehmungsfähig ist. Körperlich fehlt ihr nichts.«

Natalie Bacher wandte den Kopf und schaute Deniz ungerührt an. »Ganz ehrlich: Ich brauche keine Angaben zur Person. So, wie ich das sehe, ist die Sache klar. Sie haben das Video doch auch gesehen, oder?«

Deniz nickte. Ja, das Video war das Kronjuwel der vom Kriminaldauerdienst gesicherten Beweise. Die Überwachungskamera eines Geschäfts, genau gegenüber vom Tatort, hatte alles aufgenommen: wie der junge Betrunkene die Frau bedrängt und schließlich mit einem Messer bedroht hatte. Die dokumentierte

Notlage deckte sich auch mit den Aussagen der Augenzeugen: drei Frauen auf dem Heimweg von einer Geburtstagsfeier, die das Szenario aus einiger Entfernung beobachtet und eilig den Notruf gewählt hatten.

»Notwehr.« Natalie Bacher steckte ihr Handy in die Jackentasche und zog die Schachtel Kippen wieder hervor. »Und wenn der Haftrichter das auch so sieht, ist doch letztendlich egal, wie sie heißt.« Sie tippte auf ihre Armbanduhr. »Der Termin ist übrigens um 16 Uhr.«

Deniz nickte. Dann hatte er etwas weniger als sechs Stunden Zeit, um seinen persönlichen Ehrgeiz zu befriedigen und – wie auch immer – doch noch die Identität der Frau festzustellen.

Während sich Natalie Bacher mit unverhohlener Vorfreude eine Kippe zwischen die Lippen klemmte und sich zum Gehen wandte, wanderte Deniz' Blick wieder durch den Spiegel ins Vernehmungszimmer. Die Beamtin hatte den Raum mittlerweile verlassen. Die schweigende Unbekannte saß allein an dem Tisch, vor sich ein unberührtes Glas mit Wasser.

»Warum spricht sie nicht mit uns? Die Notwehrsituation ist so eindeutig, sie hat nichts zu befürchten. Wir sind doch hier, um ihr zu helfen.«

Deniz' Gemurmel ließ Natalie Bacher, die schon die Türklinke in der Hand hielt, innehalten. »Sie wissen genau, wer Ihnen hier helfen könnte.« Die Zigarette wippte energisch in ihrem Mundwinkel.

»Oh nein«, entfuhr es ihm.

»Oh doch.« Über Natalie Bachers Gesicht ging ein Strahlen.

»Sie kennen sie nicht«, murmelte Deniz.

Die Pflichtverteidigerin nickte. »Nicht persönlich, das stimmt. Ich kenne nur das, was man über sie hört und liest. Und

das ist ...«, sie machte eine bedeutungsschwere Pause, bevor sie ehrfürchtig fortfuhr, » ... wirklich beeindruckend.«

Dann öffnete sie die Tür, stieg mit einem übertrieben großen Schritt über die Kotzlache, die immer noch niemand aufgewischt hatte, und verschwand am Ende des Flurs, von wo aus das aufgebraute Brüllen eines Mannes und das spitze Kreischen einer Frau herüberdrangen. Doch Deniz hörte nichts davon. Seine Gedanken kreisten um den unausgesprochenen Vorschlag von Natalie Bacher. Eine Stimme in seinem Inneren warnte ihn, auf keinen Fall die imaginäre rote Linie zu übertreten, die unmissverständlich gezogen worden war. Doch da war noch eine zweite Stimme. Sein inneres Teufelchen säuselte, dass dies hier eine günstige Gelegenheit war, die er sich nicht besser hätte erträumen können, und dass überhaupt nur die Mutigen eine zweite Chance verdient hatten.

Deniz griff nach dem Mülleimer und einer Packung Einweghandtücher. Er wäre kein guter Chef, wenn er von anderen verlangen würde, was er selbst nicht zu leisten bereit war.

Und außerdem war es weniger unangenehm, das Erbrochene wegzuwischen, als Marlene gegenüberzutreten und sie um einen Gefallen bitten zu müssen ...

Kapitel 3

Durch den schmalen Türspalt drängte sich ein schlaksiger junger Mann mit blonden Haaren. Er erstarrte, als ihm bewusst wurde, dass der gesamte Hörsaal sein Eintreten beobachtete. Ebenso wie Marlene, die ihn nicht aus den Augen ließ. Als der junge Mann ihren Blick bemerkte, drückte er das Kreuz durch.

»Sorry.« Seine Stimme klang überlaut in der Stille des Hörsaals. »Tut mir leid. Ich ... bin zu spät.«

»Das sehe ich«, antwortete Marlene ruhig und ging auf ihn zu. »Darf ich fragen, warum?«

Der junge Mann runzelte irritiert die Stirn. Offenbar hatte er gehofft, sich nach seiner Entschuldigung still und leise auf einen freien Platz setzen zu können – den er verzweifelt suchte. Sein Blick huschte hektisch über die vollen Reihen, bis er an Jessica Wölfel hängen blieb. Ein erleichtertes Lächeln glitt über sein Gesicht. Jessica Wölfel erwiderte das Lächeln und nahm ihren Rucksack vom Nebensitz, mit dem sie den Platz offenbar für ihn frei gehalten hatte.

Auf einmal wusste Marlene wieder, warum ihr die junge Frau so bekannt vorgekommen war. Sie hatte sie am Vortag gesehen – gemeinsam mit dem jungen Mann, der sich gerade zu ihr setzen wollte. Doch Marlenes Stimme hielt ihn zurück.

»Ich erwarte eine Antwort.« Marlene war die Stufen hinaufgestiegen und stand nun direkt vor ihm.

»Es wird nicht wieder vorkommen.« Seine Stimme klang genervt.

Marlene seufzte.

Das ist keine Antwort auf meine Frage.

Sie versuchte es mit einer anderen.

»Wie heißen Sie?«

»Adam Wozniak.«

Ein gewisser Stolz glomm in seinen Augen. Marlene horchte in sich hinein.

Müsste mir der Name etwas sagen?

Offenbar schon, denn ihre ausbleibende Reaktion zeichnete erst Enttäuschung auf Adam Wozniaks Gesicht. Dann Ärger.

»Was wollen Sie denn noch? Ich habe doch schon gesagt, dass es mir leidtut.« Jetzt klang seine Stimme trotzig.

»Ob es Ihnen leidtut, oder nicht, Herr Wozniak, ist mir völlig egal. Ich will wissen, warum Sie zu spät zu meiner Vorlesung kommen.«

Es geschah im Bruchteil einer Sekunde: Ein kaum wahrnehmbares Zusammenstreben der Augenbrauen, die Lippen verspannten sich nach außen, die Oberlider zuckten in die Höhe.

Angst.

Schon war der Moment vorbei.

Adam Wozniak zuckte lässig mit den Achseln. »Ich hab die Bahn verpasst.«

Heiße Wut stieg in Marlene auf. Sie konnte nichts dagegen tun. Weder dagegen, jede mimische Regung wahrnehmen und sofort interpretieren zu müssen, noch dagegen, dass Adam Wozniak gerade unbewusst einen Knopf in ihrem Inneren gedrückt und damit eine fatale Kettenreaktion in Gang gesetzt hatte.

»Sie lügen.« Marlenes Stimme schnitt eisig durch die angespannte Stille. »Und das, Herr Wozniak, kann ich gar nicht leiden.«

Ein minimales Zögern, dann versteifte sich Adam Wozniaks Körper, sein Gesicht wurde hart. Marlene erkannte die typische Reaktion auf die emotionale Verletzung, einer Lüge bezichtigt worden zu sein. Denn von nichts fühlte man sich so sehr angegriffen, als wenn die eigene Glaubwürdigkeit infrage gestellt wurde.

Doch anstatt zu erkennen, dass er gegen ihre Expertise nicht bestehen konnte, leugnete Adam Wozniak und wählte den Weg der Konfrontation.

»Pfffff!« Das abschätzige Geräusch, das aus seinem Mund kam, wirkte dabei wie ein Brandbeschleuniger auf Marlene. »Sie ziehen hier doch nur eine Show ab. Ich habe Ihr Buch gelesen. Man kann Lügen gar nicht in den Mikroexpressionen erkennen, also tun Sie nicht so, als könnten Sie mich hier jetzt irgendwie überführen.«

»Das stimmt.« Marlene beugte den Oberkörper leicht nach vorne. »Aber wären Sie pünktlich gewesen, hätten Sie gelernt, dass die Interpretation des Kontextes einen Rückschluss auf inkohärentes Verhalten zulässt. Und aufgrund meiner Erfahrung weiß ich: Sie lügen.« Sie beugte sich noch ein wenig weiter vor und raunte ihm leise zu: »Wollen wir das jetzt hier wirklich durchexerzieren, Herr Wozniak?«

»Ich weiß gar nicht, was Sie von mir wollen. Ich habe mich doch schon entschuldigt.« Er schrie fast. »Meine Güte, ich habe einfach nur die Bahn verpasst.«

»Das Wiederholen einer Lüge macht sie nicht glaubwürdiger.« Marlene spürte, wie sich Unruhe im Hörsaal ausbreitete. Die Studierenden schienen nicht zu begreifen, wieso eine so alltägliche und unbedeutende Verfehlung so schwer für sie wog.

Dabei war es gar nicht das Zuspätkommen.

Es war das Lügen.

Marlene atmete tief ein. Sie wusste, dass es sinnvoller wäre, die Angelegenheit jetzt auf sich beruhen zu lassen. Sich einfach umzudrehen, zurück zum Pult zu gehen und mit der Vorlesung fortzufahren.

Doch sie konnte nicht.

Sie konnte es einfach nicht.

Man darf Lügner nicht davonkommen lassen.

Eine einzige Lüge entwertet alles Wahre.

Sie ist der Tropfen Öl, der einen ganzen Ozean verseucht.

Und wenn man nicht den Anfängen wehrt, wenn man erst die Sensibilität für die Unwahrheit verloren und die Bedeutung der Wahrheit herabgewürdigt hat, dann ist es schon zu spät.

Marlene atmete in den Bauch. Genau, wie ihre Therapeutin es empfohlen hatte. Und vielleicht, ja ganz eventuell, hätte sie es diesmal von allein geschafft, davon abzulassen. Wegzutreten. Dem Zwang die Stirn zu bieten.

Wenn nicht Adam Wozniak selbst den Eskalationsknopf gedrückt hätte.

»Ich lüge nicht!«

In Marlene legte sich ein Schalter um.

Selbst schuld!

»Ihr ganzes Gebaren verrät Sie, Herr Wozniak.« Marlenes Stimme klang völlig emotionslos. Und genau diese Abwesenheit von Empathie, diese Kälte war es, die nicht nur Adam Wozniak, sondern den gesamten Hörsaal frösteln ließ.

»Und die Vehemenz, mit der Sie beteuern, die Wahrheit zu sagen, verrät Sie ebenfalls. Aber warum habe ich dann eben in Ihren Mikroexpressionen Anzeichen für Angst gesehen?« Marlene ging einen Schritt zurück, damit sie mit weit ausgestrecktem Arm an-

klagend auf Adam Wozniak deuten konnte. »Dieser junge Mann hier empfindet Angst. Die Frage ist: Wovor? Oder vielmehr: Vor wem?«

Marlene drehte ihren Kopf ruckartig zu Jessica Wölfel, die sie mit großen Augen anstarrte. »Vor Frau Wölfel, vielleicht? Ihre Kommilitonin, Herr Wozniak, hat Ihnen einen Platz neben sich freigehalten. Sie waren also verabredet.«

Beruhig dich, Marlene!

Stattdessen schaltete sie einen Gang hoch, ihre vorgetragene Assoziationskette wurde schneller, ihre Stimme immer lauter.

»Und vielleicht ist sie auch viel mehr als nur eine Kommilitonin? Ich habe Sie gestern gemeinsam über den Campus laufen sehen. Händchenhaltend.«

Die Unruhe im Hörsaal wurde größer. Aufgeregtes Getuschel setzte ein. Adam Wozniak schoss das Blut in die Wangen, während sich Jessica Wölfel unwillkürlich auf ihrem Sitz versteifte. Marlene nahm das wahr, reagierte jedoch nicht darauf. Sie maßigte weder ihre Analyse noch ihren Ton. Sie lief längst auf Autopilot.

»Das sind die beobachtbaren Tatsachen. Die Fakten. Nun zur Interpretation des Kontextes. Steht die bei Herrn Wozniak wahrgenommene Emotion Angst in Kongruenz zu dem, was er sagt? Ich würde das verneinen. Ich, als Beobachterin und Beurteilerin der Gesamtsituation, empfinde hier eine klare Inkongruenz. Ich frage mich also: Warum sollen Sie, Herr Wozniak, Angst empfinden, wenn Sie wirklich nur die Bahn verpasst haben? Das kann schließlich jedem mal passieren. Also haben Sie offenbar vor etwas anderem Angst: davor, dass der Grund dafür, warum Sie die Bahn verpasst haben, aufgedeckt wird.«

Marlene wandte sich Jessica Wölfel zu, der die Tränen in die Augen schossen.

»Sie, Frau Wölfel, haben auf Herrn Wozniaks Erscheinen gewartet.«

»Halten Sie Jessica da raus!«

Marlene ignorierte Adams Zwischenruf, obwohl die Verzweiflung in seiner Stimme nicht zu überhören war.

»Sie waren irritiert über seine Verspätung«, fuhr Marlene fort. »Immer wieder haben Sie zur Tür geschaut und darauf gewartet, dass er endlich kommt.«

»Hören Sie auf!« Unter den wütend zusammengezogenen, von einer steilen Falte getrennten Brauen glühten Marlene zwei hasserfüllte Augen an. Adam Wozniak hatte längst verstanden, auf welchen Abgrund er zusteuerte oder vielmehr zugeschubst wurde.

Marlene an seiner Stelle hätte sich der Situation längst entzogen. Wäre fluchtartig aus dem Hörsaal gerannt. Das musste sie ihm lassen, er hatte Nehmerqualitäten.

»Warum, Herr Wozniak, sehe ich bei Ihnen Angst, wenn Sie doch, nach eigener Aussage, einfach nur die Bahn verpasst haben? Ich nehme an, weil das entweder unwahr oder nur die halbe Wahrheit ist. Dass Sie eben nicht einfach nur die Bahn verpasst haben. Weil Sie entweder gar nicht mit der Bahn gekommen sind oder aber die Bahn aus einem bestimmten Grund verpasst haben. Für beides kann es unterschiedliche Ursachen geben. Aber nur eine, die Ihnen Angst macht.«

Marlene fokussierte Jessica Wölfel, der stumme Tränen über die Wangen liefen.

»Nehmen wir an, dass Herr Wozniak nicht gelogen hat in Bezug auf sein Transportmittel. Dass er tatsächlich mit der Bahn gekommen ist, allerdings die verpasst hat, die ihn pünktlich zur Vorlesung gebracht hätte. Warum hat er sie verpasst? Vielleicht, weil er an einer anderen als seiner üblichen Haltestelle eingestie-

gen ist? Vielleicht hat er deswegen die Abfahrtszeit falsch eingeschätzt. Oder aber er wollte an seiner üblichen Haltestelle einsteigen, schaffte es jedoch nicht rechtzeitig, weil er von jemandem aufgehalten worden ist.«

»Bitte, hören Sie auf«, hörte sie Adams Stimme neben sich wispern. Die Wut war längst Verzweiflung gewichen.

Quod erat demonstrandum.

Das aufgeregte Getuschel wich einer schockierten Stille.

»Das sind alles nur Spekulationen«, fuhr Marlene leiser fort. Ihre Stimme klang beinahe sanft. »Aber die Angst von Herrn Wozniak in Verbindung mit dem angeblichen Grund seiner Verspätung legt nahe, dass er Ihnen etwas verheimlicht, Frau Wölfel. Und zwar die *wahre* Ursache für seine Verspätung. Und wenn er diesbezüglich lügen muss, dann lässt das im Grunde nur einen einzigen Schluss zu.«

Marlene schaute Adam Wozniak fest in die Augen. »Es sei denn, Sie können jetzt eine andere, plausible Ursache für Ihr Angstempfinden nennen und damit meine Hypothese entkräften.«

Adam Wozniak zitterte vor Hilflosigkeit, wusste aber nichts zu erwidern. Das reichte Marlene als Antwort. Und allen anderen im Hörsaal auch.

Sie wandte sich Jessica Wölfel zu. Dieser klugen jungen Frau stand eine große Zukunft in ihrem Fachgebiet bevor, wenn sie die heutige Lektion zu ihrem Motor machte, zur Motivation für den Rest ihres Lebens. Marlene schaute ihr in die tränennassen Augen. »Lernen Sie, Mikroexpressionen zu lesen. Dann wird man Sie nie wieder anlügen können.«

»Aber ... trotzdem!« Adam Wozniak hatte seine Sprache wiedergefunden. Marlene wandte sich um und schaute ihm ins kalkweiße Gesicht. »Das sind doch alles keine Beweise«, stammelte er

und schaute flehentlich zu Jessica Wölfel hinüber. Die tupfte sich mit einem Taschentuch die Tränen ab und mied seinen Blick.

Adam Wozniak starrte Marlene fassungslos an. »Das ist doch einfach nur Psychogelaber.«

Selten hatte Marlene einen Menschen gesehen, bei dem das gesprochene Wort und die Körpersprache in auffälligerem Kontrast zueinander standen. Sie ging einen Schritt auf ihn zu.

»Ich gebe Ihnen einen guten Rat, Herr Wozniak: Tun Sie, was auch immer Sie meinen, tun zu müssen – aber lügen Sie mich nie wieder an.« Sie wandte sich ab, hielt aber noch einmal kurz inne. »Und kommen Sie nie wieder zu spät zu meiner Vorlesung.« Dann ließ sie ihn stehen und stieg langsam die Stufen hinab.

Marlene hatte gerade die Mitte der Treppe erreicht, als sie ihn hinter sich explodieren hörte.

»Ey, Sie sind doch nicht normal! Was soll das? Diese kranke Machtdemonstration, macht Sie das an?«

Adam Wozniak hatte offenbar nicht nur seine Sprache, sondern auch seine Wut wiedergefunden. Marlene stieg unbeirrt die Stufen weiter hinab.

»Wie kann man Expertin für das Lesen menschlicher Emotionen und dabei emotional selbst so gestört sein?«, hörte sie ihn hinter sich toben. »Sie halten sich für etwas Besseres. Dabei sind Sie auch nur ein Mensch. Menschen lügen! Das ist normal. Oder haben Sie etwa noch nie gelogen? Hä, noch nie?«

Marlene hatte ihr Pult erreicht und drehte sich um. Adam Wozniak stand immer noch auf der obersten Stufe und starrte hasserfüllt auf sie herab. Auch alle anderen Augenpaare des überfüllten Hörsaals waren auf sie gerichtet.

Marlene zwang sich zu einem Lächeln. Ihr Herz raste, doch ihre Stimme war völlig ruhig.

»Es ist ganz einfach, Herr Wozniak. Es gibt Wahrheit und

Lüge. Und man hat immer die Wahl, entweder die Wahrheit zu sagen oder zu lügen. Es gibt weder Notlügen noch gute Lügen, denn gelogen wird immer nur zum eigenen Vorteil und zum Nachteil eines anderen. Zu lügen ist daher immer egoistisch. Das mag vielleicht nicht dem Zeitgeist entsprechen, in dem von *alternativen Fakten* gefaselt und selbst in der Weltpolitik ohne Hemmungen gelogen und betrogen wird. Aber das ist nicht der Stil, in dem ich mit anderen Menschen kommuniziere. Und das ist meine ganz eigene Entscheidung; so wie es die Entscheidung eines jeden von Ihnen ist, zu lügen oder nicht. Ich habe mich entschieden: Nein, ich lüge nicht. Nicht wissentlich und nicht willentlich. Und weil das so ist, will ich auch von anderen nicht angelogen werden. Oder vielmehr: Ich lasse mich nicht anlügen.«

Die Stille im Hörsaal war ohrenbetäubend.

Marlene sah in teils nachdenkliche, teils verstörte Gesichter.

Nun gut, es lief zwar anders als geplant, aber sie haben heute trotzdem viel gelernt, dachte sie bei sich, während sie den Projektor ausschaltete. Der schwarze Bildschirmschoner, in dem schon vor Ewigkeiten das blutige Pfeffer-Steak versunken war, gab das strahlende Weiß des Smartboards wieder frei.

»Wir sehen uns dann nächste Woche wieder«, sagte Marlene, war sich jedoch sicher, dass sie den Großteil der den Hörsaal fluchtartig verlassenden Studierenden nie wiedersehen würde. Sie seufzte und packte ihre Sachen zusammen.

Eine Veränderung im Raum ließ sie innehalten. Sie spürte ihn schon in ihrem Rücken, ehe sie seine Stimme hörte.

»Das werden Sie noch bereuen.«

Marlene drehte sich um. Adam Wozniak stand direkt vor ihr, und sie musste seine zu Fäusten geballten Hände gar nicht sehen, denn ihr analytisch geschulter Blick hatte längst sein Gesicht gelesen.

Hinckley, dachte sie fasziniert. Noch nie hatte sie direkt in ein »Hinckley-Face« geschaut, den mimischen Gesichtsausdruck, der einen kurz bevorstehenden körperlichen Angriff signalisierte und nach dem Attentäter John Hinckley benannt war. Adams stechender Blick unter den zusammengezogenen Augenbrauen und gleichzeitig hochgezogenen Oberlidern perforierte sie beinahe.

»Ja, lesen Sie ruhig in meinem Gesicht, Frau Nielsen«, flüsterte er und es klang beinahe vorfreudig. »Diesmal lüge ich nicht. Und ich verspreche Ihnen: Das werden Sie noch bereuen.«

Damit wandte er sich um und verschwand in der Masse der Studierenden, die aus dem Hörsaal strömten.

Marlene schaute ihm nachdenklich hinterher.

Bin ich zu weit gegangen?

Ihr Blick suchte Jessica Wölfel, doch sie hatte den Hörsaal bereits verlassen. Ihr Platz in der letzten Reihe war leer. Marlene seufzte. Sie war sich selbst noch eine Antwort schuldig.

Er hätte mich einfach nicht anlügen sollen, dachte sie und packte die letzten Materialien vom Pult in ihre Tasche. Ich habe doch nur die Wahrheit gesehen.

Und gesagt ...

Marlene hielt inne. Hätte sie schweigen sollen? Wie oft hatte sie über diese Frage mit Deniz gestritten. »Du kannst nicht immer alles sagen, was du denkst«, hatte er sie immer wieder gebeten. »Ich muss doch sagen dürfen, was ich weiß«, hatte sie gekontert. Und dann hatten sie den ganzen Abend darüber diskutiert, ob das Verschweigen von Wissen auch schon eine Lüge war oder nur die bewusst ausgesprochene Unwahrheit. Jeder hatte auf seinem Standpunkt beharrt, wie zwei, die sich gegenüber sitzen, zwischen sich ein Blatt, auf dem für den einen glasklar die Zahl Sechs, für den anderen unmissverständlich die Zahl Neun abgebildet ist – unmöglich, durch den eingengten Blickwinkel von

der eigenen Argumentation, geschweige denn der inneren Überzeugung abzurücken.

Doch richtig eskaliert war es immer erst, wenn Deniz irgendwann einen argumentativen Waffenstillstand und mit dem ihm ganz eigenen, lausbubenhaften Charme Versöhnungssex angeboten hatte – den sie natürlich rigoros ablehnen musste, da sie sich auf keinen Fall mit körperlicher Liebe kaufen oder von ihrem Standpunkt abbringen ließ. Dann fühlte sich Deniz doppelt abgestraft, psychisch und physisch. Und aus einem winzigen Riss, der mit »Du musst immer das letzte Wort haben« begann, wurde irgendwann der »Du kannst einfach keine Kompromisse machen«-Graben.

Aber daran war ihre Beziehung nicht zerbrochen. Weder an mangelndem Sex – dem besten, den sie in ihrem Leben bisher gehabt hatte – noch an ihren hitzigen Diskussionen.

Sondern, weil er sie angelogen hatte.

Der Schmerz fuhr ihr wie ein Stich ins Herz.

Warum tut es immer noch so weh?

Marlene hielt inne. Sie wusste die Antwort. Natürlich wusste sie sie.

Weil das Erkennen einer Lüge umso schwerer fällt, je näher man jemandem steht. Je mehr man jemanden liebt ...

Sie schluckte trocken. Zweimal schon hatte sie diese bittere Erfahrung gemacht. Das würde ihr nie wieder passieren.

Energisch zog Marlene den Reißverschluss ihrer Aktentasche zu.

Als sie aufblickte, setzte ihr Herz für einen Schlag aus.

Im Türrahmen des leeren Hörsaals stand Deniz.

Kapitel 4

Marlene und Deniz überquerten schnellen Schrittes den Vorplatz der Uni. Viele der Studierenden, die an ihnen vorbeikamen, nickten Marlene ehrfürchtig zu. Das war sie gewohnt. Ihr Lehrstuhl war zwar der kleinste an der Fakultät, aber sein Ruf reichte weit über die Grenzen Hamburgs hinaus; sogar im Ausland war sie als Koryphäe auf ihrem Gebiet bekannt und trug zur exzellenten Reputation der Universität bei. Wer etwas über Mikroexpressionen, Gefühlsresonanz oder nonverbale Kommunikationsanalyse lernen wollte, der kam nach Hamburg an den Lehrstuhl von Prof. Dr. Marlene Nielsen.

Deniz nahm die wortlose Ehrerbietung um sie herum interessiert wahr, doch Marlene hatte dafür keinen Blick. Sie war immer noch viel zu sehr von ihrem unverhofften Wiedersehen mit Deniz vereinnahmt.

Die ersten Augenblicke zwischen ihnen waren unbeholfen gewesen. Marlene hatte ihre Überraschung nur schwer verbergen und Deniz sein Anliegen erst nach ein paar ungelenken Begrüßungsfloskeln vorbringen können.

»Das ist doch kein Angebot, das du mir machst. Das ist eine Bitte. Du brauchst meine Hilfe«, fasste sie die letzte Minute ihres Gespräches sachlich zusammen. Marlene warf ihm einen schnellen Seitenblick zu.

Er muss wirklich sehr verzweifelt sein, wenn er mich um Hilfe bittet.

Deniz nickte widerwillig. Es war nicht schwer zu erkennen, wie viel Überwindung es ihn kostete. Aber da war noch etwas anderes gewesen, das in seiner Körpersprache mitgeschwungen hatte, als er vorhin im Hörsaal das Wort an sie gerichtet hatte: Vorsicht. Demut. Und ja, vielleicht auch ein wenig Angst. Und das war für Hauptkommissar Deniz Kurt eher untypisch. Erst als er gemerkt hatte, dass Marlene ihn nicht sofort zum Teufel jagte, im Gegenteil, dass sie ihm sogar aufmerksam zuhörte, war er zur Sache gekommen und hatte ihr seine Situation erklärt.

Unwillkürlich schmunzelte Marlene. Was hatte er gedacht? Dass sie ihm die Augen auskratzen würde? Nein, sie waren zwei erwachsene Menschen. Die sich sehr gut kannten, weil sie sich einmal sehr nahe gewesen waren. Und die lange nicht miteinander gesprochen hatten. Das hatte sie vermisst, wie sich Marlene insgeheim eingestehen musste. Sie hatte ihn vermisst ... Seine Stimme. Seine Nähe. Seine ganze Art.

»Na ja, aber ist das nicht auch für dich eine spannende Fallstudie?«, fragte Deniz, die Augenbrauen hoffnungsvoll hochgezogen.

Marlene war froh, dass er in Zivilkleidung und nicht in Uniform erschienen war. Das frische Hemd, dessen akkurate Bügelfalten darauf schließen ließen, dass er es erst vor Kurzem aus der Folie der Reinigung gezogen hatte, erstrahlte in einem hellen Blau, das mit dem warmen Braun seiner Augen korrespondierte. Jeder unbekannte Beobachter sah in Hauptkommissar Deniz Kurt einen athletischen Mittvierziger, dessen vorzeitiges Ergrauen ihn nicht älter, sondern attraktiver machte und seine natürliche Autorität unterstrich. Marlene erkannte die markante Note des Parfüms, das er trug, seit sie sich das erste Mal begegnet waren,

und das in ihr immer ein Gefühl von Vertrautheit und verlorenem Glück auslösen würde.

Er sieht müde aus, dachte Marlene. Sehr müde. Er muss besser auf sich aufpassen. Sonst frisst ihn dieser Beruf irgendwann noch auf.

Erneut musste sie unwillkürlich lächeln, weil Deniz ihr häufiger dasselbe vorgeworfen hatte. Der deutete ihr Lächeln jedoch falsch. »Also hilfst du mir?«

Sie war sofort gewillt gewesen, ihm zu helfen. Nicht weil sie der Meinung war, die Richtige für sein sehr spezielles Anliegen zu sein, sondern weil sie ihm gerne helfen wollte.

Und genau das ist nicht fair. Bleib fokussiert, Marlene!

Deniz brauchte einen Spezialisten, der ihm wirklich weiterhelfen konnte.

Vor allem aber wollte sie niemals wieder zum willenlosen Spielball ihrer Emotionen werden, die ihren klaren, analytischen Verstand vernebelten und alles Rationale auslöschten. Niemals wieder würde sie sich den Schaltknüppel über ihr Leben aus der Hand nehmen lassen. Dafür war sie zu lange in Therapie gewesen.

Marlene schüttelte den Kopf. »Das ist doch überhaupt nicht mein Fachgebiet. Mikroexpressionen haben nichts mit Identitätsfeststellung zu tun. Nee, Deniz, das müsst ihr schon selbst hinbekommen.«

»Wir haben alles versucht. Aber wir stoßen an unsere Grenzen.«

»Habt ihr es mit Fingerabdrücken versucht?«

Marlene fing sich einen entrüsteten Seitenblick von Deniz ein. »Kein Treffer in der Datenbank. Sie ist noch nie erkenntnisdienlich behandelt worden. Zumindest nicht in Deutschland.« Ihm entfuhr ein Seufzer, der das ganze Ausmaß seiner Verzweif-